

Entwicklung Tübingens. Aus Angst vor dem »Schreckgespenst des Proletariats« (Diss. S. 17) sei der Eintritt in das Industriezeitalter zögerlich gehandhabt worden, habe sich auf die Vororte Lustnau und Derendingen beschränkt, so daß in dieser »Provinzstadt« sich weder eine »starke Industriearbeiterschaft« noch ein »ausgeprägtes Bürgertum« herausbilden konnte (Diss. S. 19). Die Stadt sei von der Universität als größtem Arbeitgeber »wirtschaftlich abhängig« geblieben (Diss. S. 18). In der »Gelehrtenstadt« habe der »Mittelstand« geherrscht (Diss. S. 19). Als typisch für die »gesellschaftlichen Kommunikationsformen« sei ein intensives Vereinswesen anzusehen, das trotz einzelner »Mehrfachmitgliedschaften« nach »gesellschaftlichen Gruppen« gegliedert blieb (Diss. S. 25). Den »Aufstieg der NSDAP zur stärksten Partei« zeichnet die Autorin durch Analysen der Wahlergebnisse. Der Durchbruch sei mit der »Nazifizierung des Mittelstandes« erfolgt (Diss. S. 68 ff.). Die entscheidenden Gründe für den schließlichen Erdrutsch zugunsten der NSDAP sieht B. Schönhagen jedoch nicht in der wirtschaftlichen Notlage. Die Universitätsstadt Tübingen gilt der Autorin als Beispiel der »schleichenden Machtergreifung« (K. D. Bracher); sie gelang, »weil das Feindbild des Marxismus alle Bürgerlichen einte und das Schlagwort von der nationalen Einigung alle die verführte, die der Republik schon immer mit Vorbehalt oder Verachtung begegnet waren« (Diss. S. 107; vgl. auch S. 73–75). Diesem »politischen Verhalten« (vgl. dazu S. 11) entsprach – in Tübingen – die »Machtergreifung«, sie geriet ohne »Zwischenfälle« als »Fahnenwechsel« (vgl. den Buchtitel).

Die Darstellung der Jahre »unterm Hakenkreuz« besticht durch einprägsame Formulierungen in der Gliederung und in den Überschriften: Der »Machtübernahme« folgten die »Machtsicherung« (durch Verfolgung und Ausschaltung) und der »Herrschaftsaufbau« (durch Gleichschaltung, zum Teil Selbstgleichschaltung). Typisch für die »Konsolidierung des Systems«: Einführung des Führerprinzips, Inszenierung der Volksgemeinschaft bis in den »NS-Alltag«, Ausschluß aus der Volksgemeinschaft (die rechtliche Deklassierung der Juden und die Ausführung entsprechender Anordnungen (mit gutem Gewissen) u. ä.

Den Kirchen sind zwei Abschnitte gewidmet. Dem anfänglichen »Jubel« sei bald die »Ernüchterung« gefolgt. Daß die Religionspolitik der NS-Regierung (die auf »Eingliederung« zielte) scheiterte, wird im Text präzise dargestellt (Diss. S. 177), die Überschrift im Inhaltsverzeichnis (»Die Gleichschaltung der Kirchen«) ist da – leider – ungenau. Die Überschrift über dem weiteren Abschnitt (Diss. S. 251–274) »Kirche zwischen Arrangement und Selbstbehauptung« läßt nicht erkennen, daß sich, wie die Autorin formuliert, als Auswirkung dieser »Selbstbehauptung« eine »Verteidigungslinie« entwickelte, »hinter der sich eine kirchliche Gegenwelt zum Nationalsozialismus zu formieren und gegen seinen umfassenden Anspruch aufzulehnen begann« (Diss. S. 267). Besteht »Widerstand« wirklich erst bei »Aktivitäten«, die »auf politischen Umsturz des Regimes hin orientiert werden« (vgl. Diss. Anm. 568 zu S. 180)? – Die Entwicklung in der katholischen Kirche ist in beiden Abschnitten (Diss. S. 178–180 und S. 267–274) »angehängt«. Auch wenn im »altwürttembergischen-evangelischen Tübingen« die Auseinandersetzung zwischen Nationalsozialismus und katholischer Kirche eine »untergeordnete Rolle« gespielt haben mag, hätten sich – schon wegen der »grundsätzlich anderen Ausgangsposition« (Diss. S. 178) – eigentlich eigene Zwischenüberschriften empfohlen.

Die Reflexion am Schluß dieser Untersuchung, die ein Ergebnis leidenschaftlicher Forschungen und Recherchen ist (vgl. das Verzeichnis der Archive, Zeitungen und Zeitschriften, Interviews und schriftlichen Auskünfte sowie privaten Unterlagen, Berichte sowie Gesetze und Statistiken, Literatur, Diss. S. 463–482) sind Überleitung zur o. a. Ausstellung. Mehr als die Ausstellung wird der »Katalog« dabei helfen, daß sich »vorbei und vergessen« für den »Nationalsozialismus in Tübingen« verhindern läßt, selbst wenn die Hoffnung auf organisierbares Lernen (vgl. Katalog S. 18) sich nicht immer erfüllen mag. Für das Kulturamt einer Universitätsstadt verdienen beide der angezeigten Veröffentlichungen, daß sie nicht abgelegt, sondern für die politische Bildung genutzt bleiben (vgl. Katalog S. 8). *Martin Gritz*

6. Klöster – Orden

Zur Wirtschaftsentwicklung des Deutschen Ordens im Mittelalter. Hg. von UDO ARNOLD (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens Bd. 38, gleichzeitig: Veröffentlichungen der Internationalen Historischen Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens Bd. 2). Marburg: N. G. Elwert Verlag 1989. VI und 189 S. sowie zahlr. Abb. und Karten.

Nur in wenigen Regionen, in Preußen, in Franken und am Unteren Neckar, gelang es dem Deutschen Orden, größere Territorien zu bilden. Trotzdem war dieser Personalverband sehr reich; er verfügte über

umfangreichen Grundbesitz und zahlreiche Gefälle. Auffallend ist indes, daß gerade die wirtschaftliche Entwicklung des Ordens bislang wenig beachtet wurde. Um diesen Mangel auszugleichen, veranstaltete die »Internationale Historische Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens« im September 1986 in Bad Mergentheim ein Symposium. Die Vorträge liegen nun gedruckt vor. Da, wie schon angedeutet, die Wirtschaftsgeschichte des Ordens, seiner Balleien und Kommenden bislang nur wenig erforscht wurde, gerieten die Referate, das heißt auch die Beiträge im Sammelband, recht ungleichgewichtig. Als »Überblick« deklariert ist der einführende Beitrag von Klaus Militzer, »Die Wirtschaftstätigkeit ländlicher und städtischer Deutschordenshäuser«. Zwar geht der Autor allein auf die Entwicklung bis zum späten Mittelalter ein; in dieser Zeit wurden aber auch die Grundlagen für die Entwicklung in der frühen Neuzeit gelegt. Der Referent faßt zusammen: »Die Komture waren gute Verwalter, aber keine Unternehmer.« Mit anderen Worten: Es ging den Rittern vor allem darum, die Einkünfte ihrer Häuser einzuziehen und gut zu verwalten; unternehmerische Initiativen lassen sich nur selten beobachten. Der Orden war, auch nicht in den Städten, in keiner Weise Initiator wirtschaftlicher oder finanztechnischer Innovationen.

Größere Komplexe der Wirtschaftsgeschichte schildern Udo Arnold, »Weinbau und Weinhandel des Deutschen Ordens im Mittelalter« (S. 71–102) und Henryk Samsonowicz, »Der Deutsche Orden als Wirtschaftsmacht des Ostseeraums« (S. 103–112). Zenon Hubert Nowak, »Die Vorburg als Wirtschaftszentrum des Deutschen Ordens in Preußen« (S. 148–162) stellt anhand eigener Beobachtungen die Frage, ob die Vorburgen der Ordenshäuser – schon aufgrund ihrer Größe – nicht mehr waren als nur Anlagen mit Ställen, Speichern und Scheunen. Nach seiner zur Diskussion gestellten These waren diese Vorburgen vielmehr Wirtschaftszentren mit Werkstätten, Mühlen und Märkten. Mit anderen Worten: Es waren eigene Gemeinwesen, deren Bewohner nicht selten den benachbarten Städten und ihren Handwerkern Konkurrenz machten. – Regional begrenzt sind weitere Beiträge: Johannes A. Mohl, »Zur Wirtschaftsgeschichte der Deutschordensniederlassungen in Friesland« (S. 25–48). Friesland ist hier verstanden als die heutige niederländische Provinz Friesland, in der es im Mittelalter nur drei bescheidene Deutschordenshäuser gab (Nes, Steenkerk, Schoten). – Michael Diefenbacher, der 1985 eine ausführliche Studie über die »Territorienbildung des Deutschen Ordens am Unteren Neckar im 15. und 16. Jahrhundert« veröffentlicht hat, greift einige wirtschaftsgeschichtliche Aspekte dieser Deutschordens-Landschaft heraus: »Agrargeschichtliche Zentren des Deutschen Ordens am Unteren Neckar. Ein Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte der Kommende Heilbronn im späten Mittelalter« (S. 29–70).

Ein Orts- und Personenregister, heute auch in wissenschaftlichen Publikationen keineswegs eine Selbstverständlichkeit, erschließt die Texte. Mit diesem Band haben die »Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens« die stattliche Zahl 38 erreicht. Wie die anderen Bände der Reihe zeichnet er sich durch eine gediegene Ausstattung aus. Zahlreiche Bilder und Karten sind beigegeben.

Rudolf Reinhardt

THEO KÖLZER: Studien zu den Urkundenfälschungen des Klosters St. Maximin vor Trier. 10.–12. Jahrhundert (Vorträge und Forschungen / Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte: Sonderband 36). Sigmaringen: Jan Thorbecke Verlag 1990. 408 S. mit 56 Abb. Kart. DM 106.–.

Es ist keine leichte Lektüre, wenn man sich an dieses Werk Theo Kölzers heranmacht, und man unterschreibt gerne den letzten Satz seiner Einleitung: »den Reiz der Popularität hat sie (die untersuchende Darstellung) nicht« (Zitat aus Droysen, Historik). Es geht dem Verfasser darum, die diplomatische Methode in der Urkundenforschung am Beispiel der St. Maximiner Fälschungen, die seit 300 Jahren ein Dauerbrenner für kritische Historiker sind, als eine notwendige Basis und Voraussetzung für jede weitere Forschung zu erweisen; für die Mediävisten und speziell für die Darstellung der Trierer Geschichte dürfte sich dies als unumgänglich zeigen. Es kann sich so bei der Besprechung dieses Buches auch nicht um eine Rezension handeln, sondern nur um eine Inhaltsübersicht mit dem Hinweis auf das Ergebnis der Untersuchung und die daraus gezogenen Folgerungen.

Die beiden ersten Kapitel (S. 13–23) geben einen Überblick über die bisherige Erforschung der St. Maximiner Fälschungen und eine sehr genaue Auflistung und Beschreibung des Urkundenfonds. Ein III. Kapitel »Der zeitliche Rahmen: Die Dorsualnotizen« (S. 23–28) »führt zur Unterscheidung dreier verschiedener Indorsatgruppen« (Urkundengruppe mit archivalischen Rückvermerken von derselben Hand oder doch gleichzeitigen Händen): 1. aus der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts; 2. nicht lange nach 1084–1106; 3. »nicht lange nach 1125« – »jedenfalls vor 1135«. Die Kapitel IV–VII (S. 29–229) bilden